

Arbeit und Arbeitsfreudigkeit : allerlei Beobachtungen ; Nachschrift

Autor(en): **Basler Bandfabrikanten-Verein / Kober, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **8 (1914)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133252>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Arbeit und Arbeitsfreudigkeit.¹⁾

Allerlei Beobachtungen.

Einleitung.

Die Grundlagen der Gesellschaft waren nie so erschüttert, wie sie es heutzutage sind. Nicht das ist es, daß die Menschen schlecht ernährt sind, sondern daß sie keine Freude haben an der Arbeit, womit sie ihr Brot erwerben, und den Reichtum daher als einziges Mittel zur Freude ansehen. Nicht das ist es, daß sie die Verachtung der oberen Stände schmerzt, sondern daß sie die Selbstverachtung nicht ertragen können; denn sie fühlen, daß die Art der Arbeit, zu welcher sie verurteilt sind, in Wahrheit erniedrigend ist und sie geringer als Menschen macht.“

Das schrieb nicht ein Sozialist der Gegenwart, sondern John Ruskin um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts (*The Stones of Venice*). Ist es seither so viel besser geworden, daß diese Worte nicht mehr gelten müßten? Nein! Beweis: Massen von Menschen müssen Arbeitsklaven, Arbeitsmaschinen sein, Massen von Menschen empfinden in der Arbeit nicht den Segen, sondern den Fluch. Wo liegt für unsere Zeit der Ausweg aus diesem unheilvollen Zustande? Ruskin sagt in dem angeführten Werke: „Allem Bösem, zu welchem jener Schrei die Massen aufreizt, kann nur auf einem Wege vorgebeugt werden: nicht durch Lehren oder Predigen; denn sie lehren, heißt nur ihnen ihr Elend zeigen, und ihnen predigen, wenn wir nicht mehr tun als predigen, heißt ihrer spotten. Es kann nur entgegengewirkt werden durch ein rechtes Verständnis von Seiten aller Stände dafür, welche Art der Arbeit den Menschen gut ist, sie erhebt und glücklich macht; durch ein entschlossenes Aufopfern der Gemächlichkeit, Schönheit oder Billigkeit, die nur durch Erniedrigung der Arbeiter erlangt werden kann; und durch ebenso entschlossene Nachfrage nach den Erzeugnissen und Erfolgen gesunder und veredelnder Arbeit.“ Wann wird dieser Weg endlich einmal energisch unter die Füße genommen und beschritten? Vorerst drängt sich dem aufmerksamen Beobachter unserer Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Eindruck je länger desto stärker und unabweisbarer auf: Die Arbeit ist immer noch für viel zu viele Menschen derart, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn überall die Arbeitsfreudigkeit so erschreckend gering ist, und es fehlt immer noch bei den leitenden Stellen unseres Vaterlandes der gute Wille, gerade hier etwas Gründliches zu tun, so daß Hoffnung auf Besserung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse aufkommen kann. Wenn es nur mehr aufmerksamer Beobachter unserer vaterländischen Lebens- und Arbeitsverhältnisse gäbe, damit es endlich einmal wie ein Sturm durchs Land

¹⁾ Wir betrachten diese Abhandlung als Beitrag zur Diskussion der sozialen Frage auf dem Lande und zugleich als ein Beispiel, wie wir sie behandelt zu sehen wünschen.

ginge: „Es muß anders werden! Das Alte, Böse muß weg. Wir sind bereit, mit all unserem Können Raum zu schaffen für das Neue!“

Wie müssen und werden die kommenden neuen Lebens- und Arbeitsverhältnisse aussehen? Es ist nicht empfehlenswert, sie des langen und breiten auszudenken und auszumalen. Wenn wir unsere Aufgabe, das Böse wegzuschaffen, nicht vernachlässigen, so wird „in der Fülle der Zeit“ das Neue ganz von selber hervordachsen und sich als etwas Rechtes, Gesundes bewähren. — Was ich in einem Zeitraum von zehn Jahren beobachten konnte und hier mitteile, mag trotz meines Mangels an nationalökonomischer Schulung und trotz anderer Mängel meiner Arbeit für andere nicht wertlos sein. Wenn es nur viele, auch viele Pfarrer dazu anreizte, aufmerksam zu beobachten, und wenn es nur bei vielen die Energie weckte, auf ihrem Arbeitsgebiet in der Richtung Schritte zu tun, die Ruskin in dem zweiten seiner oben angeführten Aussprüche andeutet.

Mein Beobachtungsgebiet liegt im Baselbieter Jura: Tiefe Täler. Ein Höhenunterschied von der Talsohle bis zu den Berghöfen von ca. 300 Metern. Viel Wald: Buchen, weniger Tannen. Kleinbauern in kleinen Dörfern, daneben 30—40 größere Bauerngüter. Die Dorfbewohner treiben fast durchweg Landwirtschaft und Heimarbeit (Posamenterei). Der Charakter der Dörfer und ihrer Bewohner ist der bäuerliche. Vom alten Bauernstolz hingegen ist wenig mehr zu sehen. Seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts politisch selbständig, ist das Baselbiet ökonomisch noch ganz von der Stadt Basel abhängig. Es ist ein Kumpf ohne Kopf, wie ein Baselbieter mir einst sagte, während die Stadt ein Kopf ohne Kumpf ist. Aus der Zeit der politischen Abhängigkeit von der Stadt ist dem Baselbieter-Charakter noch Einiges hängen geblieben, das einen befriedigenden Verkehr zwischen Baselbietern und Nicht-Baselbietern oft erschwert: Großes Mißtrauen und Schwerfälligkeit gegen alles Neue, besonders wenn es von Oben, von der Regierung, und von Außen, von der Stadt kommt, weitgehende Verschlossenheit gegen andere, Freude an versteckter Opposition und eine gewisse Furchtsamkeit entschlossenem Auftreten gegenüber. Wer unter und mit ihnen lebt, der lernt aber die Baselbieter schätzen und lieben trotz dieser aus alten Zeiten stammenden Schattenseiten ihres Volkscharakters. — Meine ganz subjektiven Beobachtungen (in erster Linie auf dem Gebiete einer Kirchgemeinde, in zweiter Linie dem des ganzen Kantons) sollen unter folgende Ueberschriften geordnet werden: Landwirtschaft, Posamenterei, Wohnung und Nahrung, Bürgschaften, Kinderarbeit, Schule und Kirche, Erholung. Am Schlusse wird sich Gelegenheit geben, kurz einige Folgerungen zu unterstreichen.

Landwirtschaft.

Der Landbesitz in meinem Beobachtungsgebiet ist stark parzelliert und zum großen Teil uneben. Größere Bauerngüter sind nicht häufig. Fast jede Familie im Dorfe hat einen Landbesitz von einigen

Zucharten (5—7 Zucharten à 36 Aren) und wenn das, wie bei einigen Posamentenfamilien, nicht der Fall ist, so ist doch auch für die Ärmsten die Möglichkeit vorhanden, einen kleinen „Pflanzplätz“ oder Gartenanteil mieten zu können, so daß sie wenigstens Einiges selber pflanzen können. Auch am Wald, dem Reichtum des Baselbiets, haben viele Anteil, entweder weil sie ein Stück eigenes Holzland besitzen oder weil sie als Ortsbürger ihren Bürgernutzen von 2—3¹/₂ Ster Brennholz und eine bestimmte Anzahl Wellen beziehen.

Vor 20—30 Jahren waren die Rindviehbesitzer und die Roßbauern in den Dörfern in der Minderzahl. Heute hat fast jede Familie ein bis zwei Stück Rindvieh und daneben manchmal noch einige Ziegen. Ställe mit 6—12 Kühen sind nicht mehr selten. Schafe werden keine gehalten, überall aber Schweine und Hühner. Enten und Gänse trifft man kaum. Erst in den letzten Jahren nimmt die Bienenwirtschaft wieder einigen Aufschwung. Die Landwirtschaft wird in der Regel mit eigenen Leuten besorgt, eventuell wird nachbarliche Hilfe erbeten und geleistet. Bauernknechte sind mehr nur auf den Höfen zu treffen und auch dort nicht beliebt, weil sich unter ihnen viele ungute Elemente finden. Der kleinere Bauer hilft sich zuweilen mit der Aufnahme eines noch schulpflichtigen Zöglings des Armen Erziehungsvereins zur Beihilfe im Haus, im Stall und auf dem Feld.

Den Hauptertrag der Landwirtschaft liefern die Matten. Getreide kommt erst in den allerletzten Jahren wieder mehr auf. In zweiter Linie erst kommt der Anbau von Kartoffeln, Kunkelrüben und Obst. Der „Pflanzplätz“ und der Garten liefern der Haushaltung die üblichen Gemüse: Bohnen, Erbsen, Rüben, Kohl, Rabis usw. Der Obstbau ist stellenweise recht ausgedehnt; Kirschen, Äpfel, Birnen und Zwetschgen, die oft schöne Ernten abwerfen, sind dieses Jahr fast ganz ausgefallen. Der Ausfall der Kirschenernte ist stets eine empfindliche Einbuße für fast jede Familie. — Die Milch wird gewöhnlich in die Gemeinde-Milchhäuser abgeliefert und nach Basel geführt. Die landwirtschaftliche Genossenschaft, zu der sich einige Gemeinden zusammenschließen, vermittelt den billigen Bezug von Samen, Stroh und Dünger, in Fehljahren auch von Kartoffeln und Rüben. Der Vorstand der lokalen Vieh-Versicherungs-Genossenschaft beaufsichtigt die Verwertung der wegen Krankheit zur Schlachtung kommenden Kühe und die Verteilung des Fleisches an die Genossenschaftsmitglieder. Der Obstertrag kommt, soweit er nicht verkauft oder gedörret werden kann, „ins Faß“ und wird gebrannt. Baselbieter Kirschwasser hat einen guten Ruf.

Selten ist der Bauer zinsfrei; die Verschuldung ist sehr groß. Die kantonale Katasterschätzung pro 1911 gibt einen Wert von rund 3 850 000 Fr. für Land und Gebäude im Kanton an, davon gehen aber ab für Hypotheken rund 2 730 000 Fr., so daß sich eine Verschuldung von über 70% ergibt. Bei der neuesten Schätzung ist eine Entlastung der Schuldner beabsichtigt, indem die bedeutende Wertsteigerung des Besitzes allerorten im Kanton festgelegt wird. Freilich lassen die Ver-

besserung des Landes, die Reparaturen an den Gebäuden eine Höher-schätzung oft berechtigt erscheinen, einen tatsächlichen Gewinn davon hat aber eigentlich niemand, da der Mehrwert des Besitzes, der als Verkehrswert und nicht Nutzwert in unserer Gegend starkem Widerspruch begegnet, kaum ausgenutzt werden kann. Der Erfolg für die Besitzer ist allein der, daß die Steuern und die Schwierigkeiten für den Verkauf und Ankauf der einzelnen Bauerngüter erheblich steigen. Und diese Folgen sind bitter.

Den Hauptnutzen hat der Bauer von der Milch. Daß er für seine mancherlei Mühe sich bezahlt machen muß und will, kann jeder-mann begreifen, wenn er überhaupt begreifen will. Seine Abhängig-keit von der Witterung, das beständige Risiko, das er mit seinem Vieh-besitz trägt, die mühevollen Arbeit geben ihm das unweigerliche Recht auf einen rechten Verdienst. Unheilvoll wirken auf unsere Landbe-völkerung die großen Schwankungen des Milchpreises in den letzten Jahren. Sachverständige werden für Steigerung und Herabsetzung stets plausible Erklärungen bei der Hand haben. Die agitatorische Tätigkeit des Bauernsekretariates und der selbstherrliche Trotz der Konsumvereine, die uns neben anderem den Milchkrieg dieses Jahres verschafft haben, sind aber nur dazu angetan, das gegenseitige Miß-trauen zwischen einzelnen Bevölkerungsklassen zu vermehren. Man wird den Eindruck oft nicht los, der rechte Weg zur Förderung der Volkswohlfahrt werde auf diese Weise nicht gefunden, oft hat man sogar den Eindruck, manche leitende Kreise geben sich keine Mühe, ihn überhaupt zu suchen, ihre einzige Tendenz sei vielmehr, momentane Vorteile über die Gegner zu erringen.

Sehr verdienstlich sind die zahlreichen Veranstaltungen des land-wirtschaftlichen Vereins, der bald da bald dort viele gute Vorträge und Kurse über alle Gebiete der Landwirtschaft halten läßt. Unsere Bevölkerung dürfte allerdings für solche Veranstaltungen noch mehr Interesse zeigen. Die Zurückhaltung gegen das, was von Außen kommt, ist bei vielen groß. Sie gehen lieber ihren bisherigen Gang in von den Vätern ererbtem Geleise weiter, als daß sie es sich die kleine Mühe kosten lassen, zu untersuchen, ob die neuen Ideen nicht doch besser seien als die alten, umständlichen, mit Zeit und Material gar zu verschwenderisch wirtschaftenden Methoden. Auch gegen die moderne Bienenwirtschaft lebt noch viel Mißtrauen im Volke. Die ungeheuerlichsten Anschauungen darüber treten von Zeit zu Zeit zu Tage. Nur langsam gewinnt das Verständnis für den reellen und rationellen Kastenbetrieb an Boden. — Leider werden auch nur wenige junge Männer in eine der außerkantonalen landwirtschaftlichen Schulen geschickt. Im Kanton selbst besteht keine. „Was der junge Mann wissen muß, kann er auch daheim lernen, und er verdient viel schneller etwas, wenn er daheim bleibt.“ Mit dieser Schwerfälligkeit der Be-völkerung vererbt sich die Enge des Horizonts, der stille Widerstand gegen alles Neue und die Mühseligkeit des Lebens immer weiter.

Von berufener Seite ist mir klar und deutlich die Behauptung aufgestellt und begründet worden, daß die Landwirtschaft in unserm Gebiete bei modernem Betrieb weit mehr Gewinn abwerfen könnte. — Erfreulich ist, daß leise Andeutungen eines fortschrittlichen genossenschaftlichen Geistes doch nicht ganz fehlen. Die überall verfügbare elektrische Kraft gibt den Anstoß dazu, daß da und dort gemeinsame Maschinen angeschafft werden (z. B. Bauernmühle, Säge, Obstpresse).

Heimarbeit (Posamenterei).

Die Posamenterei ist für unser Gebiet die zweite Hauptquelle des Verdienstes. Die Landwirtschaft konnte nicht mehr alle Bewohner ernähren, dadurch kam schon seit 1600 die Heimarbeit auf und hat sich ganz besonders in den abgelegenen Tälern des Baselbiets noch erhalten. Ich verweise auf die interessanten Schriften von Dr. Emil Thürkauf: „Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie“ und Dr. F. Mangold: „Die Seidenbandweber in Baselland“. Beide besprechen ihr Thema auf Grund umfangreicher Kenntnisse sachlich und nüchtern. — In den Dörfern meines Beobachtungsgebietes sind die Haushaltungen, in denen kein Posamentstuhl steht, Ausnahmen. Von allen Seiten her hört man das charakteristische Rasseln der Webstühle, und man sieht es den Häusern oft äußerlich schon an, daß sie in Rücksicht auf die Posamenterei gebaut oder umgebaut worden sind. Gewöhnlich posamenten mehrere Glieder der Familie. In jungen Familien stehen Mann und Frau am Stuhl, resp. jedes an seinem Stuhl; besorgt der Mann die Landwirtschaft, so versieht die Frau neben dem ihrigen auch den andern, muß die Frau in die Küche, so tut der Mann den Doppeldienst. Die heranwachsenden Kinder werden frühzeitig angeleitet, die Seidenspuhlen und in Notfällen auch den Stuhl selbst zu überwachen. Sind die Kinder erwachsen, so wird entweder jeder verfügbare Platz im Hause mit einem Stuhl besetzt, so daß im Hause nicht selten drei, sogar mehr Stühle gehen, oder die jungen Leute arbeiten bei Nachbarn am Stuhl oder in kleineren Posamenterfabriken. Da treffen wir manchmal in der Stube eine geplagte Mutter, die neben dem Weben und Spuhlen strickend das Wickelkind hütet und außerdem noch aufpassen muß, daß in der Küche daneben die Milch nicht überläuft. Eine rechte Posamenterstube ist eine Sehenswürdigkeit: Der Stuhl füllt die ganze Breite des Zimmers aus, ein anderer bedeutender Teil des Zimmers wird von dem großen Ofen samt der Kunst (der Ofenbank und dem Ofensitz), auf der Windeln, Böhnli und Schnitze trocknen, die Zaine mit dem Säugling und noch vieles andere Platz finden sollen, mit Beschlag belegt, in einer Ecke steht ein Bett, vielleicht auch zwei, irgendwo finden wir auch einen Tisch mit Stuhl. Die Spühlmaschine drückt sich in einen Winkel direkt neben dem Bandstuhl. Der vorhandene Platz ist gewiß bis aufs Allerbeste ausgenützt. Von dem idyllischen ruhigen und behäbigen Bauernwesen ist kaum mehr etwas übrig geblieben.

In den Dörfern, neuerdings auch auf den Nebenhöfen, wird jeder Stuhl elektrisch betrieben. Von Hand betriebene Posamentstühle trifft man heute nur noch auf einzelnen einsamen Nebenhöfen. Die Elektrifizierung der Posamenterei ist ungefähr 10 Jahre alt und hat der schweren Stoßarbeit, die im höchsten Grade gesundheitschädlich war, ein Ende gemacht. Immerhin ist das Weben noch keine besonders gesunde Arbeit geworden. Wenn früher die Schwindsucht unter den jüngeren Posamentern auffallend viele Opfer forderte, so hat in den letzten Jahren die Kurzsichtigkeit stark zugenommen. Die Doppelladen, die es möglich machen, daß über 40 Bandgänge in zwei Reihen auf einem Stuhle Platz haben, und die Einführung der Schnell-Läuferstühle sind für die Augen der Posamenten verderblich. Es ist bedenklich, wie verhältnismäßig jung die Leute eine Brille nötig haben. An dunkeln Tagen und bei dunkler Bandfarbe müssen die Augen übermäßig angestrengt werden. — Die Breite und die Farbe der Seidenbänder sind ungeheuer verschieden, auf demselben Stuhl finden wir bis zu sechs, acht und mehr Farben, doch haben einzelne Seidenfirmen ihre Spezialitäten; bei den einen trifft man mehr breite, bei andern schmale, da werden mehr einfarbige, dort vorzugsweise geblünte Bänder gewoben. Bei allen Firmen ist aber in den letzten Jahren die Qualität der Seide stark gesunken. Es gibt Wochen, in denen der Weber fast nicht vom Fleck kommt, weil alle paar Minuten ein Faden zerreißt. Sofort muß in diesem Fall der Stuhl gestellt und der Schaden durch oft langwierige, mühsame Manipulationen wieder gut gemacht werden. Ueber stäubende und für die Hitze enorm empfindliche Seide wird viel geklagt.

Der Webstuhl ist nicht Eigentum des Webers. Jrgend eines der vielen Seidengeschäfte in Basel, die Heimarbeit betreiben lassen, stellt den Stuhl in der Posamenterstube auf und holt ihn wieder ab, wenn die Arbeit etwa aufgegeben wird. Des Webers Eigentum sind nur die Spühlmaschinen und dann die größeren und kleineren Werkzeuge wie Schraubenschlüssel, Lupe, Scheere u. Alle paar Wochen erhält der Posamenten durch den Boten die zu verarbeitende Ware mit ihrem Drum und Dran in besonderer Verpackung, hat sie nach den Angaben des Geschäftes auf dem Einteiler (Aufmachbogen) auf dem Stuhl einzurichten, was immer ein bis zwei, oft mehr Tage beansprucht, und dann die Bänder zu weben. Von Zeit zu Zeit kommt der Stuhlläufer (früher Stuhlläufer, Diener, „Siidegumper“, heute moderner: Visiteur genannt), visitiert die Arbeit, gibt Anweisungen und rapportiert an das Geschäft. Dem Stuhlläufer ist fast der ganze Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer überbunden. Die „Herren“, d. h. die Geschäftsinhaber kennen die einzelnen Arbeiter kaum oder gar nicht. Einzelne Ausnahmen abgerechnet kümmern sich die Herren möglichst wenig um die Verhältnisse in der Heimarbeiterfamilie. Wo die Stuhlläufer tüchtige und charaktervolle Leute sind, da haben es die Heimarbeiter nicht schlimm, der Visiteur ist für sie ein gern gesehener Besucher und Berater. Leider kommt es aber auch

vor, daß der Visiteur seine Macht ausnutzt, den Arbeiter drängt, knapp hält, durch nichtgerechtfertigte Lohnabzüge chikanieren und das Mißtrauen gegen fortschrittlich gesinnte Elemente unter den Posamentern züchtet. Das frühere patriarchalische, oft allzu patriarchalische Verhältnis des Webers zum Visiteur ist durch den Posamenterverband in der letzten Zeit moderner geworden, allerdings bei ständiger lauter und stiller Opposition der „Herren“. — Die fertige Ware hat der Arbeiter vom Stuhl zu nehmen (in Zeiten großer Nachfrage muß stückweise abgeschnitten werden), zu puken, zu verpacken und durch den Boten, der fast den ganzen Warenverkehr zwischen Basel und den Heimarbeitern vermittelt, fortzuschicken. Sofort, in flauen Zeiten nach kürzerer oder längerer Arbeitspause, erhält der Posamentier wieder neue Ware (eine neue Rechnung, wie man sich ausdrückt) durch den Boten.

Was verdient der Posamentier? Ein Stuhl wird gewöhnlich mit 1000 Fr. Einnahme pro Jahr in Anrechnung gebracht. Das ist aber eine ganz oberflächliche Schätzung. Die Löhne sind bei den einzelnen Firmen heute noch sehr verschieden. Einzelne „Herren“ gelten als gute, andere als ganz schlechte Zahler. Ein Vergleich ist sehr instruktiv und leicht zu bewerkstelligen, da in den einzelnen Dörfern, Häusern, sogar in den Familien Stühle der verschiedensten Geschäfte stehen. Der Lohn wird per Gang berechnet. Wer auf seinem Stuhl also 44 Gänge hat und eine „Rechnung“ in sieben Wochen „ab schafft“, der erhält in der betreffenden Zeit 44mal, sagen wir 14 Bazen, also 61 Franken 60 Rappen. Für diese 61 Fr. 60 Rp. hat der Posamentier aber von morgens 7 Uhr bis abends 9 Uhr im Winter, von morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr im Sommer zu weben, Pausen soll er nicht machen, außer um Mittag und am Sonntag. Von seinem Lohn gehen nun ab für die Miete der elektrischen Kraft, für den Verbrauch am Motor, für Licht (im Winter und an dunkeln Tagen natürlich mehr als im Sommer und an hellen Tagen), für den halben Botenlohn ungefähr 15 Franken. Das Aufmachen der Ware, das Andrehen der Fäden, das Spuhlen, das Abnehmen der Bänder, das Pucken, Haspeln und Packen in besondere Kisten sind alles Arbeiten, die nicht bezahlt werden, aber einige Personen einige Tage beschäftigen. So bleibt für sieben Wochen ein Verdienst von 46—50 Franken. Dies ein Beispiel, allerdings von einer als schlecht zahlend bekannten Firma. Freilich, die meisten Löhne sind besser. Es gibt Posamentier mit drei, vier, fünf Franken und mehr Taglohn. Der Durchschnittstaglohn von ca. 3 Fr. 50 ist jedenfalls eher eine zu günstige als eine zu ungünstige Annahme. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Lohn von Rechnung zu Rechnung sinken oder steigen kann. Der gleiche Arbeiter hat bald eine gute, bald eine schlechte Rechnung. Zu beachten ist ferner, daß der Arbeitstag der Posamentier 14 Stunden hat.

Wohl hat der Heimarbeiter daneben seine kleinere oder größere Landwirtschaft, aber er kann nicht an beiden Orten zugleich sein: auf dem Feld und am Stuhl. Entweder leidet die Landarbeit oder das

Posamenten und bringt um das weniger ein. Hat der Arbeiter für das eine oder das andere eine Hilfe, so will diese Hilfe bezahlt sein. Muß im Heuet oder in der Ernte der Stuhl längere Zeit stehen, dann bedeutet das einen Lohnausfall; muß die Landarbeit wegen drängender Arbeit auf dem Stuhl zurückstehen, so ist das auch kein Profit, weil die Landarbeit spät abends nachgeholt werden muß oder, wenn das nicht möglich ist, verschoben wird und durch unterdessen eintretende schlechte Witterung erschwert werden kann. So lange der Posamenter und die Seinigen gesund sind, gehts, wie es heißt, „nicht übel“, aber wenn Krankheit einkehrt, ist in Posamentenfamilien große Not. Das beständige harte Rasseln der Stühle ist so wie so nicht günstig für kranke Leute, obwohl mancher Kranke im Posamentstuhl, der neben ihm betrieben wird, eine gewisse Unterhaltung schätzt, und das Rasseln nicht gerne mißt. Aber wenn schwere Krankheit im Hause ist, die Arbeit am Stuhl und auf dem Feld drängt, dann leidet die ganze Familie oft über Vermögen. Muß der Stuhl wegen Krankheit leer stehen oder gar abgegeben werden, dann hört jedes Verhältnis zwischen Seidenherr und Seidenweber auf. Ältere Leute können noch durch Winden der Seide einiges verdienen; aber das Winden wird heute mehr und mehr in den Fabriken betrieben, und das Wischen, das dabei verdient werden kann, ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. (Für 4 Pfund Seide, die in 3 Tagen gewunden werden können, erhalten zwei alte Leute 2 Fr.)

Einige bei Gelegenheit ganz zwanglos gesammelte Zahlenangaben mögen hier Platz finden. Sie stammen aus den Jahren 1912 und 1913, aus ganz verschiedenen Familien, die für verschiedene Firmen weben und in verschiedenen Dörfern wohnen.

1. Alter Posamenter: Webt seit 50 Jahren auf dem gleichen Stuhl; Einläufer mit 24 Gängen zu 147 Metern. Verdienst in ca. 3 Wochen: Fr. 65. — (Fr. 2. 65 pro Zeddel [Gang]; Abzüge nicht berechnet, wie bei allen folgenden Beispielen).

2. Posamenterin: Einläufer, von Hand getrieben. Webt bloß ca. 3 Meter am Tag, da der Einschlag sehr dick und die Spühli deshalb immer wieder schnell ersetzt werden müssen.

3. Posamenterin: Doppelläufer zu 44 Gängen, Zeddel 400 Meter lang. Webt im Sommer von 5¹/₂ Uhr morgens bis 7¹/₂ Uhr abends mit einem Tagesverdienst von Fr. 2. 50. Das Aufmachen (ins Blatt ziehen, andrehen) = 1¹/₂—2 Tage und das Abmachen = 1 Tag werden nicht vergütet. Hatte einmal 5 Wochen lang nichts zu weben, während im Dorf alle Stühle im Gange waren, obwohl an der Arbeit nichts auszusetzen gewesen war.

4. Posamenterin: Einläufer zu 12 Gängen, breite Bänder, 8 verschiedene Farben. Zeddel 200 Meter lang. Webt oft pro Tag 7 Meter, Verdienst dann Fr. 6. 50. Will aber keine solche Rechnung mehr annehmen, weil die Augen durch die vielen Farben übermüdet werden. Mußte eine neue Spühlmaschine einstellen; ein Drittel des

Preises zahlte der Fabrikant, zwei Drittel und die Schmiedearbeit beim Festmachen der Maschine in der Wand zahlte die Arbeiterin. Jetzt wird bei neuen Spühlmaschinen vom Fabrikanten nichts mehr gezahlt, weil alle Arbeiter sich um solche bewerben.

5. Posamenter: Hat stark chargierte Seide (d. h. mit chemischen Stoffen behandelte Seide), die sehr stäubt. Die vielen „Nester und Knollen“ darin erschweren und verlangsamen die Arbeit.

6. Posamenter, Familienvater: Schnelldoppelläufer mit 44 Gängen. Webt seine Rechnung, wenn er immer dahinter ist, in 7 Wochen und verdient am Zettel Fr. 1. 40.

7. Posamenterin: Einläufer. Schmale, einfarbige Bänder. Schlechte Seide. 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst pro Zettel Fr. 7. 50 in ca. 5 Wochen.

8. Posamenterin: Jüngere Schwester von Nr. 7, im gleichen Zimmer. Doppelläufer aus einem anderen Geschäft. Breite, vielfarbig gestreifte Bänder. Gute Seide. 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst pro Zettel Fr. 12. —.

9. Posamenter, Familienvater: Einläufer, 10 Gänge mit einfacher Ware. Webt 6 Meter pro Tag: Tagesverdienst Fr. 4. —, (verdient pro Zettel: Fr. 10. —). Mit Auf- und Abmachen sind 4 Wochen Arbeit für die ganze Rechnung nötig. Vom Lohn gehen jedesmal ab Fr. 2. — für gelieferte eingezogene Schäfte, im Jahr also ca. Fr. 24. —; der jährliche Anteil der Arbeiter am Botenlohn ist auf Fr. 10. —, die Miete für die elektrische Kraft auf Fr. 54. — zu veranschlagen. Wer auf die Lieferung des Einschlags warten muß und deshalb nicht weben kann (was oft vorkommt), bekommt keine Entschädigung. Der Arbeiter muß einen Monat vorher künden, der Fabrikant kann von heute auf morgen dem Arbeiter den Stuhl wegnehmen. Werden Bänder durch Fliegen verunreinigt, so setzt es sofort Bußen ab. Neulich wurden wegen kleiner bei gewissen Bandsorten leicht vorkommender Falten im fertigen Band Fr. 20. — auf einmal am Lohn abgezogen. Vor ca. 4 Jahren war in dieser Firma der Lohn von Fr. 10. — auf Fr. 7. 70 (pro Zettel) gesunken, so daß man ernstlich davon sprach, man wolle streifen (es kam natürlich nicht dazu). Jetzt ist der Lohn mehr stationär. — Vor kurzem traf ich denselben Arbeiter, wie er mit Beihilfe seiner Familienglieder mehrere Hundert Meter Band mit einem Kohleneisen ausplättete, um womöglich die durch die Gewichte verursachten Falten zu beseitigen. „Ganz wird man sie nicht wegbringen, und damit ist ein Lohnabzug von Fr. 6. — bis Fr. 7. — als sicher zu erwarten.“

10. Posamenterin: Einläufer. Hatte in 8 Wochen von 2 Stühlen zu 16 Gängen Fr. 135. — verdient.

11. Posamenterfamilie: 2 Stühle, Einläufer und Doppelläufer. Der Doppelläufer hat 40 Gänge. Verdienst pro Zettel Fr. 2. 30. Webzeit: 6 Wochen und 5 Tage Aufmachen und 1 Tag Abmachen. Der Einläufer hat 24 Gänge. Verdienst pro Zettel Fr. 2. 60. Beide

Stühle haben zusammen 31 verschiedene Farben. Pro Zettel wurden je 20 Rp. Winderlohn in Abzug gebracht.

12. Posamenter, Familienvater: Doppelläufer, 12 Gänge zu 300 Metern. Verdienst Fr. 125. — für die ganze Rechnung. Alle 14 Tage muß der Arbeiter die Bänder abschneiden, verliert damit einen halben Tag, schickt sie an die Herren und zahlt für jede Sendung dem Boten 90 Rp.

Nur wenig sei diesen Zahlen beigelegt: Die Mannigfaltigkeit der Qualität der Seide, der Bandsorten, der Farben, der Zahl der Bandgänge, des Lohnes ist unendlich groß. — Der Färberstreik von 1913 stellte für einige Wochen viele Stühle still. Nach Beendigung des Streikes gab es wieder Arbeit in solcher Menge, daß der Fabrikantenverband beim Vorstand des Posamenterverbandes um Bewilligung von Ueberzeitarbeit während zweier Monate 1—2 Stunden täglich einkam. Der Vorstand des Posamenterverbandes verfügte nach einer Abstimmung in den lokalen Genossenschaften, daß während zweier Monate täglich eine Stunde länger gearbeitet werden dürfe. — Nach Thürkauß-Mangold ist als Durchschnittsverdienst der Hausposamenter anzunehmen: pro Stunde 23,6 Rp., pro Tag Fr. 3. 55. Der Stundenverdienst schwankt nach ihnen zwischen 14,9 Rp. und 28,5 Rp., der Tagesverdienst Fr. 1. 21 und Fr. 7. 40.

Noch vor wenigen Jahren waren die Seidenherren und ihre Visiteure allein Meister bei den Heimarbeitern. Seit 1904 aber ist das anders geworden. In diesem Jahr wurde der Posamenterverband von Baselland gegründet und hat in den neun Jahren seines Bestehens schon viel Gutes geleistet zum Wohl der Posamenter, besonders darum, weil seine Leitung in guten, ruhigen und energischen Händen liegt. Er hat namhaftes erreicht durch die Vertretung der Interessen der Arbeiter bei den Fabrikanten: die Arbeitszeit wurde geregelt, das Ueberzeitschaffen eingeschränkt, der Botenlohn zur Hälfte den Fabrikanten überbunden, der unberechtigte Stuhlentzug verhindert und anderes. Ferner sind Posamenterkurse zur Weiterbildung junger Arbeiter eingerichtet worden und haben Anklang gefunden. Neuerdings steht der Vorstand des Posamenterverbandes in Verhandlungen mit den Fabrikanten, um die Vereinheitlichung der Löhne und die Festsetzung eines Mindestlohnes zu erreichen. Was bisher von diesen Verhandlungen bekannt geworden ist, klingt allerdings nicht gerade aussichtsreich. Die Fabrikanten scheinen vor allem den Entscheid hinausschieben und den ihr vorgelegten Entwurf des Posamenterverbandes möglichst wenig beachten zu wollen. Längeres Zögern in der Sache wird jedenfalls die Antwort auf die Lohnfrage nicht erleichtern und die Stimmung in den Kreisen der Heimarbeiter nicht verbessern. — Die Posamenter der meisten Posamenterdörfer gehören dem Verband an dadurch, daß sie Mitglieder einer Ortssektion sind, und lesen auch das obligatorische Fachorgan: „Der Posamenter“. Der Vorstand hat aber bei den Fabrikanten und ihren Parteigängern seine Gegner, die nicht immer noble,

hie und da anfechtbare Kampfmittel anwenden. Alle Hemmnisse, die ihm seine Gegner in den Weg legen, werden natürlich die erfreuliche, leider nur allzu spät begonnene Arbeit des Verbandes nicht aufhalten. Die Baselbieter sind langsam, aber sie machen auf und kämpfen für ihre Lebensinteressen.

Unsere basellandschaftliche Posamenterei ist schon seit Jahren in einer schwierigen Lage. Die immer größer werdende Konkurrenz, die Ungunst der Mode haben bedenkliche Folgen nach sich gezogen: Schlechte Seide, geringer Lohn, lange Wartefristen. Einzelne Fabrikanten haben sicherlich manches Gute für ihre Arbeiter getan, haben trotz geringer Nachfrage auf Lager arbeiten lassen, mit bedrängten Arbeitern Geduld gehabt, Extrabelohnungen gezahlt, bei Familienfesten Geschenke verabsolgt. Die hie und da vorhandene altbaslerische noble Gesinnung auf Seite der Fabrikanten und die vielfach bewährte Anhänglichkeit an die „Herren“ auf Seite der Heimarbeiter haben im gegenseitigen Verkehr manche Schärpen vermieden und gemildert, die an andern Orten in der schweizerischen Heimindustrie viel Mühe machten.

(— Auf beiden Seiten, der Seite der Fabrikanten und der Seite der Posamenten, gibt's natürlich auch unverständige Leute, Leute, die ahnungslos sind über die Schwierigkeiten, die die andern zu überwinden haben. Zu diesen unverständigen Leuten gehört jedenfalls jener Fabrikant, dem auf die Behauptung seines Angestellten, ein Durchschnittslohn von Fr. 3. 50 reiche nicht für eine zahlreiche Familie, das klassische Wort entfuhr: „He joh! was bruucht jede Posamenten z'hirete!“ —)

Aber die Verhältnisse werden unhaltbar werden, wenn das Material noch geringer wird, der Lohn noch mehr sinkt, die Leistungsfähigkeit der Maschinen dagegen noch gesteigert wird. Die Heimarbeit muß auf diese Weise zuletzt unrentabel und unmöglich werden. Was soll dann aus unsern Heimarbeitern werden? Es schadet nichts, wenn wir dieser Frage jetzt schon still halten. Einstweilen ist der Bandindustrie zu wünschen, daß ihr die Mode bald wieder günstiger werde, und vom Posamenterverband wollen wir hoffen, daß er wie bisher auch in Zukunft ruhig, aber zielbewußt seine Arbeit leisten könne.

Die Wohnungs- und Nahrungsfrage.

Zum Teil ist diese Frage schon gestreift worden. Wiederholungen mögen entschuldigt werden. Wohnung und Nahrung sind im Allgemeinen auf dem Land günstiger als in der Stadt. Licht und Luft, z. T. auch Bewegungsfreiheit ist für jedermann in Fülle zu haben. Wie mancher einstige Dörfler sehnt sich gerade deswegen trotz der höheren Löhne der Stadt wieder aufs Land zurück, und mit Recht. Der Arme auf dem Lande ist nicht so arm wie der Arme in der Stadt. Der „Pflanzplatz“ mit seinem Ertrag, die leichtere Möglichkeit, nachbarliche Hilfe zu bekommen, den Kindern Bewegung im Freien erlauben zu können, daneben noch der sichere bare Lohn aus der

Posamenterei, das sind alles Dinge, wie sie den Armen in der Stadt vielfach fehlen, Dinge, die man nicht unterschätzen und nicht so leicht drangeben sollte.

Die Wohnungsverhältnisse sind in unsern Dörfern immer noch häufig unerfreulich. Der vorhandene Platz in den Häusern ist auf das äußerste ausgenutzt. Es kommt oft vor, daß nicht eben große Häuser unter mehrere Parteien verteilt sind und zwar nicht etwa mietweise, sondern als Eigentum. Nicht bloß Vorder- und Hinterhaus haben verschiedene Besitzer, sondern z. B. 1. und 3. Stock gehört dem Einen, 2. Stock dem andern; oder: Vorderhaus mit vollständigem Estrich dem, das untere Hinterhaus jenem, und ähnliche Besitzverteilungen kommen vor. Besonders kompliziert werden die Besitzverhältnisse durch die verschiedenen Stall-, Scheunen- und Garten-Anteile, Weg- und Wässerungsrechte und anderes, so daß es oft Mühe kostet, sich vom Besitzstand einer Familie ein ordentliches Bild zu machen. Daß solche Zustände guter Boden sind für langwierige, heiße Streitigkeiten, wird einleuchten. Die Zimmer sind in älteren Häusern niedrig und kleinfenstrig, häufig aus mehreren kleineren Stuben zu größeren vereinigt zur Beherbergung von Webstühlen. Obergeschosse, die später für die Posamenterei aufgebaut wurden, sind leicht kenntlich an ihren breiteren und höheren Fenstern. Eigentliche Wohnräume gibt es vielfach nicht. Die schönste Stube ist die Posamenterstube und, wenn noch Platz ist, für einen Teil der Familie Schlafstube. Für die übrigen Familienglieder müssen kleine, oft recht primitive dunkle Kämmerchen mit wenig Bettstellen als Schlafraum dienen. Daß jedes Familienglied sein eigenes Bett hätte, kommt nicht in vielen Familien vor. Daß die Luft in einer ausgefüllten Posamenterstube oft schlecht, kann man sich denken, und daß die Gefahr sittlicher Verwilderung der Kinder groß ist, läßt sich erraten. Unter den älteren Häusern finden sich noch manche charaktervolle Gebäude mit hohem Giebel und heimeliger Laube. Man trifft in ihnen noch die großen Kachelöfen und etwa sogar die alten, vorsintflutlichen Rutenkamine, die aus einem mit Lehm ausgepolsterten Weidenrutengeflecht bestehen. Unter den Neubauten ist wenig ästhetisch Erfreuliches zu beobachten. Die Architekten verfahren gewöhnlich nach bloßen Nützlichkeitsprinzipien.

Als Nahrungsmittel spielen die selbstgepflanzten Gemüse, Kartoffeln, Obst, Speck und Kaffee die Hauptrolle. Fleisch ist seltener; das durch die Viehver sicherungskommission zugeteilte Fleisch geschlachteter Kühe ist nicht sehr beliebt. Milch wird leider im Haushalt viel zu wenig verwendet, lieber noch den Kälbern als den Menschen gegönnt. Beliebt sind die Maggiartikel. Eigener Most und eigenes „Brönz“ (Gebranntes) verschaffen den Znüni- und Zvieri-Trunk, besonders bei den großen Feldarbeiten. Bier wird mehr bloß in den Wirtschaften getrunken. Verderblich wirkt der Flaschenwein- und Flaschenbierhandel der Konsumläden. Daß der Alkohol für die Gesundheit schädlich sei, glauben wenige. „Er gibt vielmehr Kraft, roter Wein gibt rotes

Blut.“ Auch Kindern gibt man alkoholhaltige Getränke, und ist den Belehrungen der Abstinenz noch sehr verschlossen. Sonst ganz intelligente Leute finden nichts Besonderes darin, wenn auf Schulspaziergängen den Schülern Alkohol verabfolgt wird. Einer tat einmal den klassischen Ausspruch: „Es ist merkwürdig; wenn der Mensch am Sterben ist, kann man ihn allein noch mit Alkohol am Leben erhalten; jetzt kommen die Abstinenten und behaupten, er sei ein Gift!“ Ist es nach alledem verwunderlich, wenn unter der Jugend der Dörfer viel ungesunde, schlechtgenährte Leutlein sind, denen die Widerstandsunfähigkeit gegen allerlei Feinde des menschlichen Lebens auf der Stirne deutlich geschrieben steht?

Früher waren nur wenige Kaufläden in der Gegend. Manches bezog man aus dem benachbarten größeren Bezirkshauptort. Seit zwei Jahren bestehen nun aber zwei Ablagen des Konsumvereins und werden eifrig benutzt. Die konsequente Forderung barer Bezahlung und der Sonntagschluß in den Konsumläden haben schon gute Wirkungen erzielt.

In Krankheitszeiten greift man zuerst zu den Hausmitteln. Es wird viel gepflasteret, gepülverlet und mit Thee gewirtschaftet. Der Naturarzt und der Apotheker sind geschätzte Ratgeber und Helfer der Kranken. Der studierte Arzt wird häufig erst beigezogen, wenn nirgends mehr Hilfe zu erwarten ist. Er muß dann in vielen Fällen den schlimmen Ausgang einer Krankheit auf sein Schuldkonto nehmen. Daß die Quacksalberei so weit verbreitet ist, ist, nach dem Urteil gewisser Kreise, die notwendige Folge des nicht immer richtigen Benehmens mancher studierter Aerzte. Es ließe sich für und gegen diese Meinung allerlei sagen. Allein das ist eine Frage für sich.

Bürgschaften.

Es mag sein, daß es ohne das Bürgschaftswesen nicht mehr geht in unserm modernen Geschäftsleben. Mir geht zur Beurteilung dieser Frage die national-ökonomische Schulung ab. Die Bürgschaften sind aber, so wie sie sind, zweifellos ein Krebsübel für unsere Landbevölkerung. Wer die nötigen Bürgen findet, kann fast ohne Geld kaufen, was er will. Ein einflußreicher Mann kann Bürgschaften leisten, so viel ihm beliebt, weit über seine Vermögensverhältnisse hinaus. Wie viel Freundschaften und wie viel Feindschaften entstehen und zergehen wegen Bürgschaften. Wenn einer des andern Freundschaft sucht, trägt er ihm eine Bürgschaft an oder erbittet sich seine Unterschrift. Wenn einer dem andern einen Streich spielen will, versagt er ihm eine Bürgschaft oder läßt seine eigene Unterschrift tilgen. Wer Einfluß gewinnen will muß viel Bürgschaften leisten, wer für seinen Einfluß oder für sein Amt fürchtet, wagt auch bei unklaren und zweifelhaften Geschäften seine Bürgschaftsunterschrift nicht zu verweigern. Macht jemand Bankerott, so werden regelmäßig allerhand Freundschaften in Brüche gehen, weil die Bürgen herhalten müssen. Bei Neuschätzungen

spielt in letzter Zeit der Grundsatz eine bedeutsame Rolle, den Besitzern durch hohe Schätzung des Land- und Gebäudebesitzes die Notwendigkeit einer großen Bürgenzahl zu ersparen. Die bisherige faule Geldwirtschaft ist damit aber nicht gebessert. Herr im Land bleibt die Bank, der Bauer ist der bedauernswerte Zinszahler. Interessant ist, wie man im Allgemeinen weder vom Pfarrer noch vom Lehrer erwartet, daß sie sich durch Eingehen von Bürgerschaften in die lokalen Geldverhältnisse verwickeln lassen. Wenn ein Neuling sich trotzdem hineinziehen läßt, dann wird er immer der sein, der ausgenützt und ausgelacht wird. Seinem Amt hat er in den Augen der Leute keinen Dienst getan.

Es ist betäubend, immer wieder beobachten zu müssen, wie Frechlinge mittelst Bürgerschaftsverbindungen sich emporzuschwingen suchen, wie geschädigte Bürgen trotz tapferer Arbeit auf keinen grünen Zweig kommen, weil sie mit ihrem Geld die Löcher anderer stopfen müssen, wie viele Familien finanziell zu Grunde und der Landwirtschaft verloren gehen, wie die Banken gleich gefräßigen, herzlosen Drachen über das Besitztum unserer Bauern herfallen, es jedem zuschlagen, der die nötigen Bürgschaften zu leisten versteht und es ihm lassen, so lange er dem Buchstaben seiner Verpflichtungen gerecht wird. Unsere moderne Finanzwirtschaft zeigt auch auf dem Land ihre ganze krankhafte Natur, die keine Moral, keine Barmherzigkeit kennt und die darum keine Arbeitsfreude aufkommen läßt und keine gesunden Werte schaffen kann.

Die Armenpflege füllt ihren Platz am Ort selbst notgedrungen nur unvollkommen aus, da sie ihre Mittel für auswärtige Bürger, die in den städtischen Verhältnissen herabgekommen sind, aufbrauchen muß und für die Unterstützung der Ortsarmen gewöhnlich nichts übrig hat. Wie viel Geld wird an hoffnungslos dem Verderben verfallene Familien verschwendet, während braven, tapfer kämpfenden Leuten, denen mit einer relativ geringen, einmaligen Hilfeleistung gedient wäre, niemand beisteht! Auch hier wieder eine ganz verkehrte Geldwirtschaft, die das Uebel immer nur steigert, statt etwas Rechtes zu seiner Wegschaffung zu tun.

Kinderarbeit.

In weiten Kreisen zählt man Kinder nur insofern als beachtenswerte Faktoren, als Aussicht ist, sie als Arbeitskräfte verwerten zu können. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse leisten dieser Anschauung noch Vorschub.

Es wäre für die Kinder naturgemäß verderblich, wenn sie bei eitel Spiel und Nichtstun heranwachsen müßten. Es schadet keinem gesunden Kinde, wenn es früh gewöhnt wird, auch mitzuhelfen bei der Arbeit der Großen. Aber die Art, wie Kinder oft einseitig zur Arbeit herangezogen und ausgenützt werden, die Art, wie Eltern meinen, in der Heranziehung der Kinder zur Arbeit ihre ganze Erzieher-Pflicht

an den Kindern erfüllt zu haben, ist höchst bedenklich. Knaben werden früh zur Hilfe im Stall und auf dem Feld verwendet, z. T. auch Mädchen; doch ist das Arbeitsgebiet der Mädchen selbstredend mehr Wohnung, Küche und Garten. Beim Posamenten machen sich schon die Kinder nützlich, die die Schule noch nicht besuchen: sie achten auf die Spühlimaschine, ersetzen volle Spuhlen durch leere, nicht selten können sie auch den im Gang befindliche Webstuhl beaufsichtigen, während Vater oder Mutter einige Augenblicke anderwärts beschäftigt sind, vorausgesetzt, daß die Seide gute Qualität hat und nicht oft reißt. Dem Besucher der Posamenterstuben bietet sich manches bewegliche Bild wie z. B.: Ein in vollem Gang befindlicher Webstuhl und auf langem Bänklein ein Knabe oder ein Mädchen, das eifrig hin- und hergehend die Bänder visitiert und bei jeder Unregelmäßigkeit den Stuhl stellt und Vater oder Mutter herbeiruft. Auf diese Weise wächst das Kind ganz in die Posamenterei hinein und kann hie und da schon vor der Konfirmation selbständig einen Stuhl versehen. Wie sehr die Kinder zur Haus- und Feldarbeit verwendet werden und verwendet werden müssen, wissen besonders Lehrer und Pfarrer. Bei Schulversäumnissen sind die Entschuldigungen: Ich mußte Spühli machen, weben, Kartoffel hacken, heuen, emden! viel gehört. Wie oft muß man diese Entschuldigungen als stichhaltig annehmen, oft auch ist man überzeugt, daß die Eltern in vielen Fällen sich so einrichten könnten, daß das Kind nicht mehrere Male aus solchen Gründen die Schule versäumen muß! Daß sie sich dem Kind und seiner Ausbildung zu lieb einfach anders einrichten sollten, das sehen freilich die wenigsten Eltern ein: Kinder sind Arbeitskräfte und das Arbeitsleben ist des Verdienstes wegen so wichtig, daß die Entziehung der Kinder durch die Schule als eine ärgerliche Störung der Verdienstmöglichkeit empfunden wird. Außer der Anleitung zum Schaffen lassen die Eltern vielfach den Kindern keine andere Anleitung zukommen. Sie sollen in Gottes Namen aufwachsen wie sie müssen, man gibt ihnen Nahrung und Kleidung und Zeit zum Spielen, gibt sich aber eigentlich nur dann energisch mit ihnen ab, wenn Klagen über sie einlaufen. Dann sollte das Kind plötzlich alles Gute, das man ihm nicht anerkennen und nicht vorgelebt hat, besitzen, und alles Schlimme, das man nicht beachtet und nie getadelt hat, sollte sofort abgelegt werden. Ist es ein Wunder, wenn aus den einseitig zum Arbeiten angehaltenen, wenig erzogenen Kindern körperlich ungesunde, moralisch ungesessigte Menschen werden? Unserem Land ist die frühzeitige Kinderarbeit und die erzieherische Gleichgültigkeit der Eltern ein großer ökonomischer und moralischer Schaden. — In Familien ohne Kinder oder mit erwachsenen Kindern werden etwa die Pfleglinge des Armenerziehungsvereins als Nachhilfe bei allerlei Arbeit aufgenommen. Manchmal finden diese Zöglinge gute Anleitung und Erziehung, das ist gewiß. Die Anhänglichkeit zwischen Pfleglingen und Pflegeeltern ist zuweilen rührend. Gar oft aber sieht man in diesen Pfleglingen nur Arbeiter, und weil sie unvollkommene, mit allerlei

ererbten und anerzogenen Fehlern belastete Arbeiter sind, haben die Armenerkziehungskinder oft nicht gut. „Er muß froh sein, daß ich mich seiner so annehme, er ist ja nur ein armer Tropf und ginge ohne mich zu Grunde.“ „Es ist halt ein Armenerkziehungsmaitli.“ „Der Dank für die große Mühe, die man mit ihnen hat, ist gewöhnlich, daß sie einem nicht folgen.“ Solche Reden hört man nicht selten. Es ist wahr, arbeiten müssen diese Zöglinge an ihren Pflögorten; das können sie in der Regel lernen, aber übermäßig viel Liebe verschwendet man nicht im Verkehr mit ihnen. Es ist darum kaum verwunderlich, wenn sie später nicht immer besonders gut geraten. Der Armenerkziehungsverein will ihr Bestes, aber unser Volk hat in weiten Kreisen noch nicht das Verständnis für die Größe und Schönheit seiner Aufgabe an diesen Armen.

Schule und Kirche.

Schule und Kirche gelten bei vielen im Grunde als „köstliche“, d. h. teure Luxusartikel, die man aber, weil vorhanden, haben muß. Lieber wäre es ihnen schon, wenn sie nicht so viel Geld dafür ausgeben müßten. Sämtliche Gesetze, die Schule und Kirche betreffen, sind in den letzten Jahren nur gegen großen Widerstand der Landbevölkerung zur Annahme gekommen. Das neue Schulgesetz, seit 1. Januar 1912 in Kraft, hat sich dadurch viele Gegner geschaffen, daß es die alte Repetierschule abschaffte, in der die 13—16jährigen Schüler wöchentlich nur an zwei Vormittagen, also 6—7 Stunden, unterrichtet wurden. Jetzt müssen diese Schüler täglich zur Schule. „Was nützt auch das viele Schulegehen! Früher hatte man lange nicht diese Bildungsgelegenheiten und konnte trotzdem leben. Zu Hause arbeiten wäre profitabler für die Kinder.“ Der Lehrer hat mit viel lauter und leiser Opposition der Eltern zu kämpfen. Wegen Kleinigkeiten müssen die Kinder die Schule versäumen und, wenn die Eltern wegen zu häufigen Fehlens der Kinder gemahnt oder gar gestraft werden, so schimpfen sie über den Lehrer. Der Lehrer ist den Leuten wohl oft bequem: Er ist der schreibgewandte Gemeindebeamte, der gegebene Chordirigent, der Mann, der den Kindern die unumgänglich notwendigen Künste: Lesen, Schreiben, Rechnen beizubringen und ihre allzuschlimmen Eigenschaften abzugewöhnen hat, es ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, für den großen Gehalt, den er hat (ein Fixum ist für manche Leute immer ein großes Gehalt, auch wenn es sehr klein ist), die nötige Geschicklichkeit zum Unterrichten und die nötige Geduld im Verkehr mit den Schülern und ihren Eltern zu besitzen. Wenn er etwas tut, das den Eltern nicht paßt oder das auch nur von ferne die Arbeitsbrauchbarkeit der Kinder vermindert, dann wird „vaterländisch“ über ihn losgezogen. Wie der Lehrer mit den Kindern zufrieden ist, scheint weniger wichtig als die Frage, wie die Kinder mit dem Lehrer zufrieden sind. — Es kommt vor, daß Knaben, seltener Mädchen, höhere Schulen (Sekundar- und Bezirksschulen)

besuchen, aber die Regel ist, daß die Kinder eben ihre acht Primarklassen durchmachen und daß die ganze Familie froh ist, wenn das „Geläuf“ in die Schule ein Ende hat. — Ähnlicher Wertschätzung erfreuen sich die Religionsstunden und die Kinderlehre des Pfarrers. Daß zu Hause den Kindern Respekt vor Schule und Kirche eingepflanzt würde, kommt wunder selten vor. Man hat oft den Eindruck, die Eltern seien vergnügliche, gänzlich unbeteiligte Zuschauer bei dem Schauspiel, wie sich Lehrer und Pfarrer zu der Aufgabe stellen, die Knaben und Mädchen an Ordnung zu gewöhnen und in Ordnung zu halten. Aus alten Zeiten scheint noch der Widerspruch gegen alles, was vom Staat stammt oder an den Staat mahnt, in vielen Köpfen zu stecken. Offen läßt man den Widerspruch gewöhnlich nicht heraus, aber im Geheimen wird gegen alles Neue und Fortschrittliche, besonders gegen alles, was Geld kostet, gearbeitet.

Weil Bildung im Allgemeinen (Schulbildung und berufliche Ausbildung) keinen hohen Kurs hat, bleiben die jungen Leute ihr ganzes Leben lang in der Heimat. Für die Arbeit zu Hause und für die kleinliche Lokalpolitik der Heimat haben sie Bildung genug. Für den Wettbewerb in der Fremde reicht ihre Bildung freilich nicht. Wie schade, daß es den jungen Leuten so selten ermöglicht wird, für ein paar Jahre in die Fremde hinaus zu gehen, und wie schade, daß, wenn sie später einmal aus der Heimat fort müssen, ihre mangelhafte, einseitige und kurzfristige Bildung Schuld ist, daß manche im Proletariat der Städte und Vorstädte untergehen.

Die Kirche genießt relativ viel Achtung, besonders wenn der Pfarrer ebenso entschieden als freundlich auftritt. Aber Interesse für religiöse Probleme zeigt sich kaum. Wo religiöses Interesse erwacht, wird es oft einseitig und überspannt und vergräbt sich leicht in hyperorthodoxen Gemeinschaften oder antikirchlichen Sekten. Allgemein ist die Ansicht: „Die Kirche ist notwendig für die Kinder und zu gewissen Zeiten auch für die Erwachsenen. Ich brauche sie gewöhnlich nicht.“ Antikirchlichen Strömungen gegenüber heißt es aber dann auch bei den meisten: „Wir haben unsere Kirche und unsern Pfarrer; dabei bleiben wir!“ Sehr bequem ist den Leuten der Pfarrer, wenn es gilt, ein ungeratenes Kind Moses zu lehren, einen unverbesserlichen Trinker zu befehlen und mit den Kranken zu beten. Kirchlicher Hauptfeiertag ist de facto der Konfirmationssonntag, andere kirchliche Festtage finden weniger Interesse. Sonntagsarbeit ist im Heuet und in der Ernte selbstverständlich, wenn das Wetter schön ist. — Neben der kirchlichen Frömmigkeit, man möchte fast sagen: unabhängig von ihr, lebt ein stark ausgeprägter Sinn für eine gewisse Wohltätigkeit, der sich besonders in gegenseitiger Mithilfe in Notlagen kundgibt. Das religiöse Gemeinschaftsbedürfnis ist gering. Weil unsere basellandschaftliche Kirche reine Staatskirche und ein Einfluß von Seiten der staatsfreien Baslerkirche noch nicht spürbar ist, scheint eine Steigerung des religiösen Interesses für die nächste Zeit zweifelhaft zu sein.

Erholung.

Worin sucht und findet die Bevölkerung unseres Beobachtungsgebietes ihre Erholung?

Bereine zur Pflege des Sportes existieren nicht. Blech- und Holzmusikvereine, Männer-, Frauen- und Gemischte Chöre entstehen und verschwinden von Zeit zu Zeit, sie pendeln zwischen Blüte und Lebensschwäche hin und her, je nachdem die Direktion, der Stand der Kasse, der freundschaftliche Verkehr der Mitglieder unter einander eine belebende oder zersetzende Wirkung ausüben. Gleichmäßiges Leben haben eigentlich nur die Schützenvereine. Erholung suchen die Leute im gemüthlichen Plaudern vor dem Haus, in Spaziergängen, in häuslicher Lektüre und in Wirtshäusern.

Spaziergänge in der näheren und ferneren Umgegend sind am Sonntag bei Alt und Jung beliebt. Gewöhnlich gehen die Altersgenossen mit einander; Familienausflüge sind Ausnahmen.

Die Lektüre, die über die Zeitungen und einzelne Wochen-
schriften hinausgeht, ist bald aufgezählt. Bibel, Gesang- und Gebet-
buch fehlen wohl nirgends, werden aber lange nicht überall gebraucht. Beliebt sind die Hefte der Vereine zur Verbreitung guter Schriften und alle Arten von Kalendern. Von Zeit zu Zeit tauchen Kolportageromane auf. Eine einzige kleine Bibliothek mit der Lesegebühr von 5 Rp. pro Band wird nur von einer kleinen, sich ziemlich gleich bleibenden Leserschaft benützt. Gelegentlich trifft man in den Familien sabbathistische Bücher oder illustrierte Prachtwerke, die herumreisende Kolporteurs den Leuten aufzuschwätzen verstanden. Gedichte, Märchen und andere schöne Literatur finden keine Liebhaber. Der Sinn für Poesie, Phantasie, Humor und Satire ist nur sehr schwach. Es fehlt auch nicht an Leuten, die sich ganz gemüthlich durchs Leben schlagen, ohne sich mit Literatur von Belang abzugeben resp. abzumühen.

Das Zentrum aller Erholungsuchenden ist in der Hauptsache das Wirtshaus. Dort kommt vor Allem die Männerwelt zusammen zum Trinken, Plaudern, Tassen, Kegeln. An Sonntagen, z. T. auch in der Woche nach Feierabend sind die Wirtshäuser von Männern und jungen Leuten gut besucht, ganz besonders an den Freudentagen des Volkes: Neujahr, Sonntag nach Ostern, nach Auffahrt, Markttagen, Antrinken und Austrinken beim Besitzwechsel der Wirtshäuser und andere mehr.

Für die Wichtigkeit der Alkoholfrage hat nur eine geringe Minderzahl unserer Bevölkerung Verständnis. Die Meisten begreifen immer noch nicht recht, warum man Bier, Wein und Schnaps verschmähen soll und kann. Totale Abstinenz sehen sie, besonders für einen Bauern, für fast unmöglich an. Wenn einmal ein armer Trunkenbold gar wüßt tut, dann heißt es freilich: Er sollte zur „Temperenz“! Aber die gleichen Leute, die das meinen, geben ihren Kindern unbedenklich alkoholische Getränke, leisten sich hie und da ihre Gelegenheits-

räusche und können Abstinenzler auf die widerwärtigste Weise hänseln und plagen und verführen. Besonders hartnäckige Gegner der Abstinenz sind manche Frauen, auch Frauen von Trinkern. Durch beständige Alkoholfuhr geschwächte Körper und degenerierte Charaktere fehlen leider weder bei jung noch bei alt. Das geistige Interesse ist deshalb bei manchen so tief gesunken, daß sie auch durch keine Vorträge mit und ohne Projektionen über verschiedene Wissensgebiete aus ihrer Stumpfheit herauszulocken sind und nur an geistlosem Treiben Freude finden.

Alle haben das Bedürfnis nach Erholung. Welche Erholung ist bequemer, als in die Wirtschaft zu gehen? Wofür ist das Duzend Wirtschaften da, eine auf wenig mehr als 100 Einwohner? Müssen die Wirte nicht auch gelebt haben? Findet man in der Wirtschaft nicht seine Kollegen? Vernimmt man nicht dort das Neueste aus der engeren und weiteren Lokalpolitik? Gibt der Wirt nicht Kredit, wenn man nicht zahlen kann? Ist er nicht schon manchmal gefällig gewesen, hat er nicht in bösen Zeiten einen Bürgschaftsschein unterschrieben? Solche Gedanken veranlassen viele, alle Bedenken, die gegen den häufigen Wirtshausbesuch sprechen, in den Wind zu schlagen. Ein ansehnlicher Prozentfuß der Baselbieter Landräte sind Wirte oder solche, die dem Wirtschaftsgewerbe nahe stehen; viele der übrigen Landräte stehen unter dem Einfluß der Wirte. Daß die Wirte bei einer solchen Wertschätzung im Volke nicht übel fahren, ist natürlich. Immerhin läßt sich konstatieren, daß auf den reichen Einnahmen der Wirtschaften kein Segen ruht. Die meisten Wirtschaften gehen schnell von Hand zu Hand, weil es niemand lang darauf aushält.

Wer trägt die Schuld am Alkoholismus im engeren und weiteren Sinn, wie wir ihn in unserem Volke sehen? Die Verbindung des Bedürfnisses nach Genüssen und Freuden mit dem Mangel an Einsicht und Charakterstärke, zum Teil auch der Mangel an Gelegenheit zu besseren, alkoholfreien Freuden. Was nicht in der Wirtschaft getrunken wird, wird zu Hause getrunken: Eigengebranntes hat jedermann, in der Konsumablage wird Flaschenwein und Flaschenbier verkauft, der Weinhändler gibt Kredit auf seine Lieferungen. — Ein Familienvater, dem der Bankrott schon lange nahe steht, leistete sich innerhalb 14 Monaten die Bestellung und Verteilung von Wein für 320 Fr., wohlverstanden neben seinen üblichen Wirtshausbesuchen. Die Behörden, der Gemeindepräsident, der Statthalter tun dagegen nichts, das von Erfolg wäre: Vielleicht macht der Gemeindepräsident dem Trinker einmal gelinde Vorwürfe, sitzt aber gleich darauf neben ihm in der Wirtschaft und jaßt mit ihm, der Bezirksstatthalter kommt und macht unter anderem der Dorfwirtin Vorstellungen darüber, daß sie einem notorischen Trinker immer wieder Alkohol verabreicht. Die Wirtin aber weiß sich zu wehren: „Wo gibts einen Wirt, der dem Gast nicht gibt, was er verlangt?“ Alles geht nun seinen bisherigen Gang, bis die Familie fallit ist und viel

Geld, Lebenskraft und Lebensfreude unrettbar verloren sind. — Freilich ist zu betonen, daß es auch im Wirtestand Männer und Frauen gibt, die für Ordnung sorgen und jedermann Respekt abnötigen.

Im Landrat ist ein neues Wirtschaftsgezet beraten worden und soll Anfangs Oktober vom Volk beurteilt werden. Ueber die Güte des Gesetzes sind die Meinungen sehr geteilt. Viele gute, allein Besserung versprechende Anregungen aus verständigen Kreisen des Volkes (u. a. der Gemeindearmenpflegen) sind schon in der Vorberatung abgewiesen worden. Gibt es einen für unsere Zeit charakteristischeren Anblick als die gesetzgebende Behörde eines Kantons, die 4—5 Sitzungen dafür verschwendet, die Privatwünsche und Privatmeinungen der Herren Wirte über diesen oder jenen Paragraphen anzuhören, und die dann ein Gesetz von sich gibt, das dem Problem der Wirtschaftsreorganisation kaum einen Schritt der Lösung entgegen hilft und aller Wahrscheinlichkeit nach vom Volk verworfen wird? (Das Gesetz wurde am 5. Oktober mit 3559 gegen 1761 Stimmen verworfen.) Erfreulich ist, daß Abstinenzvereine im Volk je länger desto mehr Respekt genießen. Ein für wichtige Probleme nicht übermäßig empfänglicher junger Landwirt tat einmal den Ausspruch: „Für die Sektenleute habe ich keine Sympathie, aber vor den Abstinenten habe ich Respekt!“

Eine bedenkliche Folge der in den Wirtschaften von Zeit zu Zeit abgehaltenen Tanzvergünstigungen ist die Leichtfertigkeit im Verkehr der beiden Geschlechter und ihre Folgen: uneheliche Geburten, allzufrühe Eheschließungen, ungesunde Nachkommenschaft. Bei vielen jungen Männern und Jungfrauen hat man Grund, ihre sittliche Sauberkeit nicht allzu hoch einzuschätzen. Statt Jugendfrische ist bei ihnen zu oft ein brutales, freches und unschönes Gebahren zu beobachten. Wie soll aber freilich reine Jugendfrische erhalten bleiben, wenn schon die geistige Luft des Elternhauses vergiftet ist?

Schluss.

Das Bild, das sich mir vom Arbeitsleben eines abgegrenzten kleinen Gebietes (hauptsächlich des Gebietes einer Kirchgemeinde) in unserem Vaterland am Schluß einer zehnjährigen Beobachtungsperiode darbot und das ich auf den vorstehenden Seiten wiederzugeben versuchte, wird auf die Leser vielleicht nicht den Eindruck offenbaren, großen Elends gemacht haben, aber der Eindruck ist dadurch jedenfalls erwacht, daß in weitgehendem Maß ungesunde Verhältnisse stark lebenshemmend und freuderaubend wirken, so daß ein Zustand der Mattigkeit, der Lethargie entstanden ist, der nur beklagt werden kann.

Schaffen und Schinden sollten nicht gleichbedeutend sein. Die Arbeit sollte einigermaßen befriedigend getan werden können und ihren menschenwürdigen Lohn finden.

Die landwirtschaftliche Arbeit ist neben ihrer Abhängigkeit von der Witterung durch den Mangel an genügenden Arbeitskräften, ihre Abhängigkeit von der Gnade der Banken, durch den oft ganz ungenügenden

Geldverdienst, den sie einbringt, je länger desto unbefriedigender und riskanter geworden. Die kümmerlichen Ansätze einer genossenschaftlichen Organisation der Bauern zeigen nur umso deutlicher, daß es bitter nötig und aussichtsreich wäre, wenn bald in dieser Sache etwas Ganzes geschähe. Die Hausposamenterei für sich allein rentiert sich kaum mehr, weil sie schlecht bezahlt und die Gesundheit in einer Art mitgenommen wird, daß nur ein junger, gesunder Mensch sie so betreiben kann, wie sie betrieben werden sollte, um befriedigende Ergebnisse zu erzielen. In Verbindung mit der Landwirtschaft vermag die Posamenterei nur in kinderreichen Familien, deren Glieder möglichst lang auf eigene Selbständigkeit verzichten, unter gewissen Umständen gute Erfolge zu erreichen. Unter dem unerfreulichen Zustand der Berufsarbeit leiden natürlich die Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse, wenn auch weniger als in der Stadt, da Luft und Licht doch in genügender Menge vorhanden sind. Das Bürgerschaftswesen ist eine Quelle vieler Uebel, u. a. der Entstehung ungesunder Abhängigkeit und der Verschleierung unhaltbarer Finanzen. Folgen der schlimmen Arbeitsverhältnisse sind auch die einseitige Wertschätzung der Kinder als Arbeitskräfte, die Vernachlässigung der Kindererziehung, die Gleichgültigkeit der Leute gegen alle geistige Anregung, die Anspruchslosigkeit in der Erholung u. a. — Ist es undenkbar, daß hier Wandel geschaffen wird? Ist es undenkbar, daß unser Volk bei veränderten Lebens- und Arbeitsverhältnissen anders empfinden und denken lernt als bisher, daß sein intellektuelles und sittliches Niveau sich hebt? Ich glaube, es ist nicht nur nicht undenkbar, sondern es ist bei gutem Willen vieler wohl realisierbar.

Ein altes Wort sagt: Die Sünde ist der Leute Verderben. Wer mit dem Wiederholen dieses Wortes alle Korrektur an unsern heutigen Lebens- und Arbeitsverhältnissen für zwecklos oder auch nur für eine Sache von sekundärer Bedeutung erklärt, bezeugt wenig Verständnis für die Tiefe des Begriffes Sünde. Sünde ist nicht nur der schlimme innere Zustand und die Verfehlung des Einzelnen, die beseitigt werden müßten, um bessere Lebensverhältnisse aufkommen zu lassen und den Stachel des Unheils in der Welt unwirksam zu machen. Sünde sind auch unsere faulen, menschenunwürdigen Zustände; sie sind die Verkücherung, die Versteinerung der Sünden vergangener Zeiten und Menschen und werden zu unserer eigenen Sünde, wenn wir nicht gegen sie ankämpfen. Neben der Predigt des Evangeliums die Sorge für die Armen zu vernachlässigen, ist schon den Aposteln als eine unerlaubte Verengerung ihrer Aufgabe erschienen; sie veranlaßten darum die seinerzeit wertvolle Einsetzung von Almosenpflegern. Wir wollen nicht neben der Predigt des Evangeliums den energischen und gründlichen Kampf gegen die sozialen Schäden unserer Zeit vergessen oder gering achten. Wir verfallen sonst dem Fehler, dem die Apostel einst entgangen sind, dem aber die christliche, auch die evangelische Kirche zu ihrem großen Schaden immer wieder verfallen ist: wir tun nicht

nur halbe und also ungenügende, sondern Gottes Reich hemmen die Arbeit, indem wir unsere Aufgabe als Gottes Boten an unsere Zeit verengern und verflachen.

Nachschrift.

Seitdem der vorstehende Aufsatz abgeschlossen worden ist, sind einige Monate vergangen. Ich will das Bild, das ich darin zu geben versuchte, nun doch mit ein paar Zügen vervollständigen, um auch die jüngste Vergangenheit zu berücksichtigen: 1. Am 6. Dezember des eben abgeschlossenen Jahres hat der Basler Bandfabrikantenverein dem Vorstand des Posamenterverbandes mitgeteilt, daß der neue Lohntarif ausgearbeitet sei, aber auf Ende Dezember noch nicht in Kraft treten könne. Der Vorstand des Posamenterverbandes hat hierauf in einer Sitzung vom 14. Dezember beschlossen, in einer Zuschrift an den Fabrikantenverein zu verlangen, daß ihm der Entwurf zur Beratung und Antragstellung an die Delegiertenversammlung überlassen werde. Am 23. Dezember lief dann folgendes Schreiben ein:

An den Vorstand des Posamenterverbandes zc.

Wir empfangen Ihr Schreiben vom 15. ct., dessen Ton wir nicht billigen. Wir bestätigen Ihnen nochmals, daß ein Lohntarif in Vorbereitung ist, wir können denselben aber zur Begutachtung nicht vorlegen. Wir bedauern, Ihnen in dieser Angelegenheit keine weiteren Mitteilungen machen zu können, da wir Sie nicht als Vertreter unserer Arbeiterschaft anerkennen. Wir müssen deshalb weitere Verhandlungen ablehnen.

Hochachtend

Basler Bandfabrikanten-Verein.

Nach fast zehnjährigem Verkehr des Posamenterverbandes mit den Fabrikanten wirkt dieses Schreiben wie ein deutlicher Beweis schlechten Willens. Die Delegiertenversammlung des Posamenterverbandes Mitte Januar wird nun über weitere Schritte des Vorstandes beraten. — 2. Am 19. Dezember ist in einem Dorf meines Beobachtungsgebietes die Maul- und Klauenseuche konstatiert worden. Wie gleich darauf zum Vorschein kam, war sie schon 8—14 Tage vorher im Stall eines großen Landgasthofs aufgetreten, war aber verheimlicht worden, um — das Tanzvergnügen am Neujahr nicht unmöglich zu machen. Die nächsten Folgen dieser Verheimlichung waren für unsere Gegend, daß die Seuche in verschiedene Ställe zweier Dörfer verschleppt wurde, daß der Handel und Verkehr in weitem Umkreis auf Wochen hinaus gestört ist, und daß die Bevölkerung einer ganzen Reihe von Dörfern gerade in der Zeit über Weihnachten und Neujahr in beständiger Angst vor dem Ausbruch der Seuche lebte, weil der Krankheitsstoff während der Zeit der Verheimlichung längst weithin verschleppt werden konnte. Bittere Folgen einer gewissenlosen, unsozialen Handlung!

H. Kober.